

„Heimat schmeckt anders“

Gerd B. Achenbach ist Philosoph, Gründer der ersten Philosophischen Praxis – und Hamelenser

HAMELN/BERGISCH GLADBACH.

Dr. Gerd B. Achenbach ist nicht nur Gründer der ersten Philosophischen Praxis – sondern auch Hamelenser. In Hameln 1947 geboren und aufgewachsen, ging er 1967 zum Studium nach Köln – nicht ohne noch eine Zeit lang seiner Rolle als Bürgermeister im Rattenfänger-Freilichtspiel treu zu bleiben. Nach dem Studium der Philosophie und Promotion 1981 gründete er noch im selben Jahr die erste Philosophische Praxis. Im Dewezet-Gespräch geht es unter anderem darüber, was es mit der Philosophischen Praxis auf sich hat und dass Heimat anders schmeckt als die Fremde.

Herr Achenbach, laut Wikipedia sind Sie als Gerd Böttcher geboren. Woher kommt der Name Achenbach?

Gerd B. Achenbach: Der Name drückt aus, was ich mit der Philosophischen Praxis im Schilde führe. Im „Ach“ steckt einerseits das „Ach“ und „Weh“, andererseits aber das „Ach“, das der ausruft, dem etwas aufging. Ja, und den „Bach“ hätte ich, wäre ich Aristokrat, ins Wappen aufgenommen – steht doch der Bach für Lebendigkeit, Frische und eine Beweglichkeit, die weiß, wohin sie will. Der Bach setzt in Gang, und wo er stark fließt, reißt er mit. Das ist der Auftrag Philosophischer Praxis. Nach einem Wort des Novalis soll sie „dephlegmatisieren“ und „vivifizieren“, übersetzt: beleben und auf die Sprünge helfen.

Der Name Achenbach ist also ein Pseudonym.

Er wurde es, als ich 1981 die Philosophische Praxis gründete. Inzwischen ist er „offiziell“ und ich heiße wirklich so.

Und das B. steht weiterhin für Böttcher?

Richtig.

In Ihrer Antwort auf mein Interviewgesuch beschrieben Sie sich als einen „ins Rheinland entwichenen Exilanten (...), der mit Hameln seiner Kindheit und Jugend stets die Treue bewahrt hat“.

...und damit der Heimat. Ein sehr deutsches Wort nebenbei bemerkt, das in anderen Sprachen kein wirkliches Äquivalent findet. In übertragenem Sinn darf ich sagen: Sobald ich auf dem Weg nach Hameln bei Bad Eilsen die Autobahn verlasse und mich Hessisch Oldendorf nähere, wo ich entscheiden muss: Fahre ich nun auf der linken Weserseite nach Hameln, sodass ich über



„Für mich ist der traurige Eindruck bestimmend, den der moderne Mensch bietet, seit er sich selber psychologisch auslegt und willig in Therapie begibt“, sagt Gerd B. Achenbach.

FOTO: UWE VÖLKNER/PR

die Klütstraße hineinkomme, wo ich meine Kindheit erlebt habe, oder geradeaus am anderen Ufer des Flusses, sodass ich beim Mertensplatz an der Goethestraße vorbeikomme, wo ich als Jugendlicher aufgewachsen bin, so oder so: Mir ist dann jeweils zumute, als könnte ich die Stadt, das alte Zuhause, „riechen“. Heimat schmeckt anders als die Fremde. Ein pathetisches Wort zur Heimat lautet: Heimat sei da, wo man vermisst wird, wenn man nicht dort ist. Vielleicht ist es deshalb, dass ich mich einmal im Jahr bis heute mit meiner ehemaligen Abiturklasse treffe. Auch diese Treffen sind eine Weise, Hameln die Treue zu halten.

Ein alter Lehrer sagte mir mal, Philosophen haben ein Problem. Was ist Ihr Problem?

Jeder Philosoph hat ein besonderes Problem, um das sein Denken sich dreht. Bei Scho-

penhauer beispielsweise trat an die Stelle der Vernunft als dem Innersten der Welt ein blinder Drang und Wille, man könnte ihn auch, wie es später geschah, einen Lebenstrieb nennen. Für Hegel wurde alles Geist. Und für mich? Für die Philosophische Praxis? Ist der traurige Eindruck bestimmend, den der moderne Mensch bietet, seit er sich selber psychologisch auslegt und willig in Therapie begibt. Wenn einer unter den großen Philosophen dies bereits verstand, war es Nietzsche: Die Psychologie verkleinert den Menschen, er wird zum „kranken Tier“. Haben wir verstanden, was es bedeutet, wenn die gegenwärtige Psychologie, die Naturwissenschaft sein will, uns über uns aufklärt mit Versuchen, die an Laborratten und Mäusen gewonnen wurden? Der Philosophie hingegen dort, wo sie in den Windeln lag und groß wurde, in

der Antike, fragte nach den Bedingungen eines guten, gelingenden Lebens, eines Lebens, das sich sehen lassen kann, nicht zuletzt und vor allem vor uns selbst. Heute ist sie als Philosophische Praxis, wie ich sie vor nahezu 40 Jahren ins Leben rief und sie inzwischen weltweit präsent ist, eine Antwort auf die Therapiekultur. Die Philosophische Praxis ist mithin keine „alternative Therapie“, wie manche sie missverstehen, sondern eine Alternative zur Therapie. Sie sucht keine „Erklärungen“ für den Menschen und seine Probleme, sondern sie nimmt ihn ernst, mutet ihm zu, zum Autor seines Lebens zu werden. Der Mensch ist das Wesen, das nicht einfach nur lebt, sondern sein Leben führt. Das erfordert Einsicht, und zu ihr verhilft die philosophische Reflexion.

Kann die Philosophische Praxis

auch als Beratung für die Politik und gesellschaftliche Fragen dienen?

Aber ja! Ich habe gerade erst für die Randstad-Stiftung ein philosophisches Gutachten zur Zukunft der Arbeit erstellt, was kaum möglich ist, ohne Hannah Arendt zu zitieren: Was macht die Arbeitsgesellschaft, wenn ihr die Arbeit ausgeht? Ihre Befürchtung, die nur zu berechtigt ist: Die Menschen sind unfähig gemacht worden, ohne Arbeit ein sinnvolles Leben zu führen. Vor allem aber brauchen wir die Arbeit noch, seit sie das letzte verbliebene Erziehungsmittel ist. Am Arbeitsplatz werden die Menschen erzogen, nirgends sonst. Trauriges Resultat der bürgerlichen Gesellschaft.

Manche haben im Zuge der Digitalisierung der Gesellschaft das Gefühl, den Blick fürs Wesentliche zu verlieren. Wie sehen Sie diese Entwicklung, den ständigen Blick vieler Menschen aufs Smartphone und ihr Tun in den sozialen Medien?

Da passt Pascals subtile Notiz: Das ganze Unglück der Menschen rühre daher, dass sie unfähig sind, in Ruhe allein in ihrem Zimmer bleiben zu können. Warum? Weil sie unentwegt zerstreut und abgelenkt werden müssen, um sich nicht selbst zu begegnen. Doch der Preis, den die Menschen zahlen, indem sie pausenlos auf den Minibildschirm ihres Taschentelephons starren oder über Whatsapp und was es da sonst an sozialen Medien gibt gewichtige Nachrichten austauschen, ist enorm: Sie verhäckseln ihr Leben und was dabei herauskommt, ist entsprechend kleinkariert. Die Fähigkeit, sich auch nur auf einen einzigen Gedanken zu konzentrieren, schwindet. Die Folge: Die da strippenlos im Netz hängen, sind zappelig, zerstreut und fahrig. Es ist grausig: Wer es schafft, sagen wir 100 Jugendlichen für eine Woche ihr mobiles Kommunikationsmaschinchen wegzunehmen – hätte nach acht Tagen hundert Menschen produziert, die durchgedreht sind! Was nur beweist, dass sie es soundso schon waren, abhängig nämlich, Süchtlinge.

Haben Sie ein Smartphone?

Ja. Aber ich benutze es nur im Notfall. „Notfall“ einmal großzügig ausgelegt.

Danke für das Gespräch.

Interview: Philipp Killmann

➔ **Hinweis:** Das vollständige Interview lesen Sie auf dewezet.de unter „Hameln“.